

(Nachdruck verboten.)

4

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Ah, Monsieur Lenfant, wie geht es Ihnen? Und da sind ja auch Arsène und die kleine Olympie. Man braucht nicht erst zu fragen, ob die Kinderchen gesund sind, wenn man sie ansieht.“

Der Bauer, ein Mann von dreißig und etlichen Jahren, mit einem breiten und ruhigen Gesicht, antwortete langsam und bedächtig:

„Ja, ja, gesund sind wir wohl, damit geht es uns nicht schlecht in Combettes. Nur die Erde ist krank. Ich kann Ihnen die Asteie nicht liefern, die ich Ihnen versprochen habe, Madame Mitaine. Es hat nichts getragen. Da ich heute nach Beauclair hereinfahren mußte, so dachte ich mir, ich sag' Ihnen das gleich.“

Er fuhr fort zu reden und machte seinem ganzen Groll Luft gegen die undankbare Erde, die den Bauer nicht mehr nähre, die nicht einmal mehr den Samen und den Dünger hereinbringe. Und die schöne Bäckerin nickte, mitleidvoll zustimmend. Ah ja, leider, es bedürfe jetzt vieler Arbeit um wenig Ertrag. Niemand könne sich mehr vollkommen fatteden. Sie verstehe nichts von der Politik, aber wie schlecht gehe es, mein Gott, wie schlecht! So jetzt während des Streiks, da habe es ihr das Herz gebrochen, zu denken, daß sich Menschen zu Bett legen mußten, ohne einen Bissen Brot, während der Laden voll mit Laiben war. Aber Geschäft sei Geschäft, nicht wahr? Man könne doch die Ware nicht verschenken, um so mehr, als das so aussehen würde, als wollte man den Aufbruch unterstützen.“

„Freilich, freilich,“ stimmte Lenfant bei, „jedem das Seine. Man muß auch verdienen, wenn man sich plagt, das versteht sich. Aber es giebt Leute, die zu viel verdienen wollen.“

Evariste, dessen Interesse Arsène und Olympie erweckten, hatte die Klasse verlassen, um ihnen gewissermaßen die Honneurs zu machen. Und als großer Junge von zehn Jahren lächelte er freundlich der sechsjährigen Kleinen zu, deren pambadiges, munteres Gesichtchen ihm gefiel.

„Sieb ihnen doch jedem einen Kuchen,“ sagte die schöne Madame Mitaine, die ihren Knaben mit großer Zärtlichkeit behandelte und auch ein wenig verzog.

Und als Evariste bei Arsène den Anfang machte, rief sie scherzend: „Aber, Herzchen, man muß galant sein, die Damen kommen immer zuerst!“

Evariste und Olympie lachten verlegen und waren so gleich gute Freunde. Ah, die lieben Kleinen, das war noch das Beste, was es im Leben gab. Wenn sie einmal groß sind, würden sie sich nicht gegenseitig zerfleischen wie die jetzigen Menschen! Und Lenfant nahm Abschied, indem er noch sagte, er hoffe, doch noch die Asteie bringen zu können, aber später. Madame Mitaine begleitete ihn zur Thür und sah ihm zu, wie er seinen Wagen bestieg und die Aue de Brias hinabfuhr. In diesem Augenblick sah Lucas, wie die Fauchard mit plötzlichem Entschluß, ihren kleinen Louis an der Hand, auf den Bäckerladen zuzuging. Sie stammelte einige Worte, die er nicht hören konnte, offenbar eine Bitte um weiteren Kredit, denn die schöne Madame Mitaine trat mit einem gewährenden Kopfnicken sogleich in den Laden zurück und händigte ihr einen großen Brotlaib ein, den die Unglückliche mit sich fort trug, ihn an ihre magere Brust drückend.

Dacheuz, noch immer von erbittertem Mißtrauen erfüllt, hatte das von der andren Seite der Straße aus mit angesehen und rief nun herüber:

„Man wird Sie bestehlen! Jetzt ist bei Cassiaux wieder eine Büchse Sardinen gestohlen worden. Alle Leute werden bestohlen!“

„Bah,“ erwiderte Madame Mitaine fröhlich, wieder auf der Schwelle ihres Ladens stehend, „man stiehlt nur bei reichen Leuten.“

Langsam setzte Lucas seinen Weg durch die Aue de Brias

fort, inmitten des noch immer dichter werdenden Zugs der Arbeiter. Ein Hauch von Schrecken schien ihm durch die Menge zu wehen, und es war, als sollte er sich zum Sturm der Empörung steigern und diese finstere und stumme Masse vor sich hertreiben. Auf dem Stadthausplatze angekommen, traf er wieder auf den Wagen Lenfants, der an der Straßenecke vor einem Eisenwarenladen, einer Art Bazar stand, welcher dem Ehepaar Laboquo gehörte. Und durch die weitgeöffneten Thüren hörte er ein heftiges Feilschen zwischen dem Bauer und dem Händler.

„Zum Henker auch, jetzt wird man Euch die Spaten ja bald mit Gold aufwiegen müssen! Nun wollt Ihr wieder zwei Frank mehr für's Stück haben!“

„Das kommt alles von diesem verivünschten Streik, Monsieur Lenfant; wir können nichts dafür, wenn die Fabriken nicht gearbeitet haben und alles teurer geworden ist. Ich zahle die Eisen selber teurer, und ich muß doch auch etwas verdienen.“

„Verdienen sollt Ihr, aber nicht gleich das Doppelte verlangen. Ihr seid mir ein schöner Geschäftsmann! Man wird ja bald kein Werkzeug mehr erschwingen können.“

Laboquo war ein kleiner, magerer, beweglicher Mensch, mit der Nase und den Augen eines Wiefels; und er hatte eine schwarze, lebhaftere Frau von gleicher Statur und von außerordentlicher Habacht. Sie hatten ihr Geschäft damit begonnen, daß sie mit ihrem Karren voll Spaten, Rechen und Sägen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen. Vor zehn Jahren hatten sie dann einen kleinen Laden eröffnet, hatten diesen von Jahr zu Jahr vergrößert und betrieben jetzt einen sehr beträchtlichen Handel als Vermittler zwischen den Fabriken der Umgebung und den Käufern, denen sie die Kommerzeisen der Hölle, die Nägel von Chodorge, die Sensen und Sichel von Hauffer, die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen von Mirande mit großem Gewinn verkauften. So zapften sie dem Lande eine erhebliche Menge von Kraft und Reichtum ab und häuften ihn bei sich auf, als vergleichsweise anständige Kaufleute, die nach Brauch und Herkommen stahlen und allabendlich mit gieriger Freude den in ihre Klasse geflossenen Gewinn überzählten, den sie aus den Bedürfnissen der andern zu ziehen verstanden. Unnütze Räder in der Maschinerie der menschlichen Gesellschaft, die nur Kraft verzehrten, und deren Knirrschen den Ruin der Maschine beschleunigte.

Während der Bauer und der Händler sich in einem heftigen Feilschen um einen Preisnachlaß von einem Frank ergingen, richtete Lucas seine Aufmerksamkeit wieder auf die Kinder. Es waren zwei im Laden, ein großer Junge von zwölf Jahren, Auguste, von stillem, gefestigtem Wesen, der seine Schulaufgabe lernte, und ein Mädchen von kaum fünf Jahren, Eulaste, das sehr sitfam auf einem Stuhle saß und die hereinkommenden Leute mit ihren ersten, sanften Augen ansah, als ob sie sie prüfend beurteilte. Sie hatte sich für Arsène Lenfant interessiert, kaum daß er die Schwelle betreten hatte; er gefiel ihr offenbar, und sie bewillkommnete ihn in ihrer gravitatisch wohlwollenden Weise. Und die kleine Versammlung war vollständig, als eine Frau mit einem Kind an der Hand hereinkam; dies war die Frau des Buddlers Bourron, Babette, ein frisches, rundliches, unverwüßlich heiteres Weibchen; und ihre kleine Marthe, vier Jahre alt, war ebenso frisch, rundlich und lustig wie sie. Sie machte sich sogleich von ihrer Mutter los und lief auf Auguste Laboquo zu, den sie offenbar kannte.

Die Ankunft Babettes unterbrach das Feilschen des Bauers und des Händlers, die sich endlich einigten, indem sie die Differenz teilten. Die Frau brachte eine Kasserolle zurück, die sie gestern gekauft hatte.

„Sie rümt, Monsieur Laboquo. Ich habe es bemerkt, wie ich sie ans Feuer setzte. Ich kann doch keine rinnende Kasserolle brauchen.“

Während Laboquo die Kasserolle murrend untersuchte und sich endlich herbeiließ, sie gegen eine andre umzutauschen, sprach Madame Laboquo von ihren Kindern. Wahre Ofenhocker seien sie, die sich den ganzen Tag nicht vom Haus fort-rührten, die Asteie immer auf ihrem Sessel, der Junge über seinen Büchern. Man müsse wohl dazu sehen, Geld für sie zu verdienen, denn sie gerieten ihrem Vater und ihrer Mutter nicht nach und würden wohl nie eifrig beim Verdienen sein. Ohne

auf sie zu hören, lächelte Auguste Labouque der Kleinen Marthe Bourron zu, Enlalte Labouque streckte ihr Händchen Arsène Lenfant entgegen, während Olympie Lenfant gedankenvoll den Kuchen verzehrte, den der junge Mitaine ihr gegeben hatte. Und die kleine Kindergruppe bildete ein entzückendes Idyll, ein frischer, wohlthuender Hauch strömte von ihr aus, ein Hauch der Hoffnung auf das Morgen, während draußen auf der Straße der glühende Atem des Kampfs und des Hasses wehte.

„An solchen Geschäften verdient man nicht eben viel,“ sagte Labouque, indem er Babetten eine neue Kasserolle aus-händigte. „Es giebt schon keine guten Arbeiter mehr, alle liefern schlechtes, versuchtes Zeug. Und was es sonst für Verluste giebt, in einem Geschäft wie das unsrige! Wir können uns gar nicht vor Diebstahl schützen mit den auf der Straße ausgelegten Waren. Heute nachmittag sind wir wieder bestohlen worden.“

Lenfant, der bedächtig seinen Spaten bezahlte, sagte erstaunt:

„Es ist also wahr mit den Diebstählen, von denen man spricht?“

„Das sollte ich meinen, daß es wahr ist! Nicht wir stehlen, sondern man bestiehlt uns. Zwei Monate waren die Leute im Ausstand, und da sie kein Geld zum kaufen haben, so stehlen sie, was sie können. Sehen Sie, aus diesem Kasten da hat man mir vor zwei Stunden Messer und Gabeln gestohlen. Das wird bald unheimlich!“

Er war plötzlich erschauert und erblickt und deutete mit unruhiger Gebärde auf die Straße, durch welche die dunkle, drohende Menge dahinzog, als fürchtete er, daß diese Haufen des Elends plötzlich in seinen Laden stürmen, ihn plündern, sein Eigentum vernichten könnten.

„Messer und Gabeln,“ sagte Babette mit ihrem fröhlichen Lächeln, „die kann man doch nicht essen, was sollten die Leute damit anfangen? Gerade so wie bei Cassiauz gegenüber, der darüber klagt, daß ihm eine Büchse Sardinen gestohlen wurde. Wahrscheinlich hat irgend ein Cassenjunge Lust darnach gehabt!“

Sie war immer froh und zufrieden, immer überzeugt, daß alles gut ausgehen werde. Diesen Cassiauz, den sollten die Weiber verwünschen! Sie hatte eben ihren Mann, Bourron, zu ihm hineingehen sehen, und der würde sicherlich seine fünf Frank dort lassen. Aber was will man haben? Es war doch nur natürlich, daß ein Mann ein wenig Vergnügen suchte, nachdem er so viel Schweres hatte ertragen müssen. Damit nahm sie ihre kleine Marthe bei der Hand und ging fort, glücklich über ihre schöne neue Kasserolle.

„Wissen Sie,“ fuhr Labouque gegen den Bauer gewendet fort, „wir müßten Militär herbekommen. Wenn es nach mir ginge, so müßte allen diesen Revolutionären eine ordentliche Lektion gegeben werden. Wir brauchen eine starke Regierung, die fest dreinhaut, damit sie die Leute lehrt, Respekt zu haben vor dem, was Respekt verdient.“

Lenfant schüttelte den Kopf. Sein zähes Mißtrauen vermied es, irgend eine Meinung auszusprechen. Er ging mit Arsène und Olympie fort, indem er sagte:

„Wenn das nur kein böses Ende nimmt, diese Geschichten zwischen Bürgern und Arbeitern!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

25]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Die andren Herren hatten der Auseinandersetzung Kattowiters ernsthaft zugehört. Jetzt blickten sie alle erwartungsvoll zum Fenster empor. Lopinsky schüttelte Schmidt-Lesébvre von sich ab und schien ins Zimmer hineinzulauern. Dann rief er laut hinunter, amtlich wie ein Gerichtsbote:

„Herr Steinlein!“

Der Regisseur stürzte ins Hotel; dann sah man ihn an der Treppe innehalten und gemessenen Schrittes hinaufgehen. Doktor Santinger kam an ihm vorbei die Treppe hinuntergefliegen, lief zu den Damen und kehrte sofort mit Gusti Mauerhofer zurück.

„Ein ideales Eheverhältnis,“ sagte Doktor Kattowitzer, „auf gegenseitige Achtung begründet. Es muß aber unsrem vortrefflichen Oberregisseur doch eine wahre Herzensfreude sein, wenn seine geschiedene Gattin an seiner Bühne die Raibe

spielt . . . daß sie aber zu gleicher Zeit Kontrakt machen, das muß was zu bedeuten haben . . . Hören Sie, Kaskel, sollten die beiden ein Verhältnis angefangen haben, seitdem sie geschieden sind?“

„Ich muß mir solche Frivolitäten verbitten,“ rief Doktor Kaskel sittlich empört. Sie hätten nur hören sollen, was Gusti in Prozesse über ihren Mann ausgesagt hat.“

„Erzählen Sie doch,“ sagte Herr v. Dahlem.

Kaskel aber ging unruhig auf und ab. Endlich erschien Gusti Mauerhofer wieder in der Hausflur. Sie hielt ein Papier in der Hand. Doktor Kaskel ging ihr entgegen, nahm ihr das Blatt aus der Hand, reichte ihr den Arm und schritt, aufmerksam lesend, an den Herren vorüber ins Freie.

Möglich trat Herr Petters vor das Hotel hinaus. Mit ironischem Pathos öffnete Doktor Kattowitzer seine Arme, dann rief er überlaut: „Meine Herren und Damen!“, als ob er eine Rede halten wollte. Die Damen hatten Petters erblickt, standen auf, winkten mit den Sonnenschirmen und kamen heran, allen voran die Szekal in einem einfachen Mousselinleide.

„Sind Sie mit mir zufrieden, Afra?“ rief Herr Petters ihr zu.

Die Szekal legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sie glauben gar nicht, meine Damen, was für ein liebes Kerlchen er ist. Auf meiner amerikanischen Tournee war ich doch bei dem großen Vandalenbild eingeladen, dem die Silberminen gehören. Man speiste von Gold. Bleiben Sie bei uns, Afra, sagte er zu mir, und er ist nicht gewöhnt, einen Wunsch erfolglos auszusprechen. Nein, lieber Freund, antworte ich ihm. Sie mögen in Amerika herrschen. Aber ich habe in Bremen einen Freund, der Otto Petters heißt . . .“

Sie sprach den Namen aus, als ob er das entscheidende Wort einer Tragödie gewesen wäre. Herr Petters lachte behaglich auf.

„Zimmer 'ran, meine Herrschaften,“ sagte er. „Mein Name steht darunter. Jetzt sind die Verträge etwas wert.“

Der Rechtsanwalt oben gönnte sich keine Ruhe. Einen nach dem andern von den mitgebrachten Verträgen las er vor, änderte er ab, erklärte er und ließ er unterschreiben. Er handelte beinahe selbständig. Lopinsky saß zwar feierlich neben ihm und hielt jedesmal eine kleine Ansprache, aber schließlich gab er dem Rechtsanwalt immer mit einer gewährenden Handbewegung die Erlaubnis zum Abschluß. Herr Neumann erschien von Zeit zu Zeit. Aber er sprach kaum dazwischen. Nur bei Lizzis Vertrag, als Lopinsky die hohe Summe mit sorgenvollem Hochziehen seiner Augenbrauen aussprach, wies ihn der Besizer des Grundstücks grob zur Ruhe. Lopinsky habe vorläufig gar nichts zu sagen.

Auch als Doktor Santinger, zitternd vor Erregung und unter unaufhörlichem Händereiben, der Verlesung seines Vertragsentwurfs beiwohnte, mußte Herr Neumann auf Wunsch seiner Frau zugegen sein.

„Das ist nicht die Stellung eines Dramaturgen,“ sagte Lopinsky erzürnt; „man giebt ihm ja die Rechte eines Beamten.“

Gegen Mittag brach ein Streit zwischen den beiden Direktoren aus. Schmidt-Lesébvre, der sich im Nebenraum, dem Schlafzimmer der Szekal, mit seiner Flasche Champagner niedergelassen hatte und der geduldet werden mußte, weil seine Unterschriften notwendig waren, hatte von dort aus gedroht, seinen Freund Stanislaus hinauswerfen zu lassen. Stanislaus sei nur artistischer Direktor, also nicht viel mehr als ein Dramaturg. Er allein sei der wahre Jakob, der Direktor schlechtweg.

Lopinsky und Neumann verhandelten leise und fragten dann den Rechtsanwalt; der schüttelte den Kopf. Schmidt-Lesébvre sei nicht zu entbehren, denn er habe nun einmal die Konzeption.

Man ging heute nicht gemeinsam zum Dejeuner. Nur die Damen mit den Herren Lofe, Kaskel und v. Dahlem begaben sich zur Table d'hôte. Die andren Herren hatten rasch eine Kleinigkeit gegessen und kehrten dann wieder vor das Portal zurück.

Bohrmann hatte sich ein Beefsteak geben lassen, weil das ein bequemes Wort war und von den Kellnern jeder Junge verstanden wurde. Auch ein Glas aus einer Flasche Wein hatte er dazu getrunken. Nachher fiel es ihm auf, daß er zum erstenmal seit seiner Ankunft etwas zu bezahlen hatte. Freundlich reichte er dem Kellner einen seiner beiden

Hundertfrankscheine und staunte nicht wenig, als er nur etwa achtzig Frank herausbekam. Vielleicht hatte der Stellner sich gleich für die letzten Tage bezahlt gemacht. Es war so schwer, sich darüber zu verständigen.

Draußen stieß er auf Doktor Kattowiger, der ihn lachend anredete:

„Na, edler Dichtersmann, haben Sie Ihren Vertrag in der Tasche?“

„Ja? Einen Vertrag? Worüber?“

„Zum Teufel auch, über Annahme und Aufführung Ihres Stückes.“

„Dieses wäre ja zudringlich,“ sagte Bohrmann. „Aber ich wäre für Ihren Rat in einer andren Angelegenheit recht dankbar, Herr Doktor. Wie viele Ihrer Glaubensgenossen, scheinen Sie mir ein guter und praktischer Mensch zu sein. Da ist also Fräulein Kläre Reymond, eine junge Künstlerin, der ich meine höchste Achtung nicht versagen kann. Als ich nun unsre Damen ihre Verträge schließen sah, da kam mir der Gedanke, ob Herr Reumann nicht auch Fräulein Reymond engagieren könnte. Es würde mich in der Seele freuen, wenn gerade sie die Vertraute der Königin von Saba in meinem Stücke spielen wollte.“

„Und da möchten Sie sie in dem Gerüder mit einschmuggeln? Schau, schau, edler Jugendbold! Sie also auch?“

„Ich versichere Sie . . .“ rief Bohrmann errötend.

„Ist sie hübsch?“

„Schön!“

„Gut. So gehen Sie rasch hinauf und sagen Sie Lopinsky einfach, die Reymond sei eine Schönheit ersten Ranges, mache prachtvolle Toiletten, und ich sei ihr Geliebter . . .“

„Herr Doktor! Niemals werde ich . . .“

„So unterbrechen Sie mich doch nicht . . . Also, sagen Sie meinethwegen, Doktor Kattowiger kenne die Begabung der Dame. Verlangen Sie . . . 100 Mark monatlich. Jetzt, wo die Unterschrift des Herrn Petters kaum trocken geworden ist, wird alles angenommen. Morgen wäre es zu spät.“

„Sie wird gewiß engagiert werden. Auch Herr Direktor Schmidt-Lesebvre ist ihr Freund und wird meine Anregung unterstützen.“

„Um Gottes willen, Mensch, Bohrmann, berufen Sie sich nicht auf den. Der könnte dem Fräulein nur schaden. Aber wie ich höre, sitzt er schon bei seinem Sekt. Nennen Sie nur Frau Lohse und mich.“

Bohrmann drückte dem guten und praktischen Manne die Hand; er werde nicht lügen, aber sonst seinen Rat befolgen. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe empor. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er sich als Beschützer.

Was seine Nachbarin für ein Gesicht machen wird, wenn er ihr den Vertrag bringt.

Er klopfte und trat ein.

Auf dem blanken, zierlich wie mit Gold eingefassten Tischchen standen Weinflaschen und Gläser zwischen Papier und Tinte umher. Hinter dem Tische saß majestätisch Lopinsky. Neben ihm, scheinbar demütig in seinem Glück, rechte Doktor Gantinger sein Raubvogelgesicht empor. Oberregisseur Steinlein stand aufmerksam neben einem eleganten Schreibtisch, an dem vor dem Fenster der Rechtsanwält Platz genommen hatte. Als Bohrmann eintrat, blickte ihn dieser Herr, der eine kranke Leber und keinen Humor zu haben schien, fragend an.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?“ sagte Lopinsky feierlich.

Aus dem Nebenzimmer ertönten die Reden von Schmidt-Lesebvre. Er werde einen Karl Moor hinlegen, daß jeden Tag hundert Photographien von ihm verkauft würden. Alle seien seine Sklaven. Reumann sei sein Sklave, der Artistische sei sein Sklave und Gantinger sein Stiefelputzer.

Oberregisseur Steinlein machte eine Handbewegung nach dem Nebenzimmer, als ob er sagen wollte, er nehme diese Reden wie ein Schallrohr in sich auf, kein anderer brauche zuzuhören.

„Wer sind Sie?“ wiederholte Lopinsky noch feierlicher, als Bohrmann ganz verduzt nicht geantwortet hatte.

„Wir kennen einander doch, Herr Direktor.“

„Gesiaten Sie gütigst, Herr Direktor,“ sagte Gantinger.

„Herr Johannes Bohrmann, der Dichter des Hohen Liedes.“

„Nennen Sie ihn nicht Direktor!“ schrie Schmidt-Lesebvre herein. „Er ist mein artistischer Sklave.“

„Ach so,“ murmelte Lopinsky und strich seinen Stallmeister-

schnurrbart liebevoll mit Daumen und Zeigefinger auseinander. „Das Lustspiel.“

„Nicht ganz, Herr Direktor,“ flüsterte Gantinger. „Es ist ein Stück in Versen. Hochpoetisch. Die Szeptal wird die Königin kreieren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Bereits mehrmals haben wir darauf hingewiesen, daß dem Männergesang und seiner bekannten socialen Bedeutung kein auch nur einigermassen gleichwertiger Frauengesang zur Seite steht. Weibliche Liedertafeln, sozusagen, giebt es noch beinahe gar nicht. Auch ein Stück Frauenfrage! Vereinigungen für mehrstimmigen Frauengesang, ja selbst Einfügungen eines solchen in sonstige Konzerte sind Seltenheiten. Kompositionen dafür finden sich in weit größerer Anzahl, als diese ihre geringe Verwertung erwarten läßt, aber trotzdem nicht in der Ueppigkeit, deren sich andre musikalische Spezialitäten erfreuen. Ich entfame mich im Augenblick keiner Zusammenstellung dieser Musikliteratur und möchte zu Aug und Frommen der auch diesem Gebiet gebührenden „Frauenbewegung“ aus eignen Notizen einen anspruchsfreien Uebersicht geben. Es handelt sich zunächst um die — verhältnismäßig zahlreichen — Duette für Frauenstimmen, dann um die — schon selteneren — Terzette für sie, weiterhin um die — nun gar spärlichen — Quartette usw.; es handelt sich endlich um Frauenchöre. All dies teils mit, teils ohne Instrumentalbegleitung; ohne solche, a capella, ist natürlich diese Spezialität ebenso wie beim Männergesang am charakteristischsten. Unfre Musikalienkataloge enthalten für die Pubrit des Frauenengesangs sehr wenig; was sich trotzdem in den Verlagskatalogen Peters, Breitkopf u. Härtel, Eulenburg, in den Versandkatalogen Spizuer usw. und in anderen findet, ist leicht zur Ergänzung des folgenden nachzusehen.

Ich nenne als Komponisten: R. Verinder (geb. 1844, „Das hohe Lied“); Drabins (viele); Elise Breiderhof; M. Fr. Paltin (geb. 1835, in Helfingfors wirkend); E. Frank (1847—1880, „Duettinen“); Krieg (besonders „Vor der Klosterpforte“); v. Herzogenberg; Heymann-Reinold; Ferd. Hummel (geb. 1855, „Märchendichtungen“ und mehrere andre); Zadasohn (viele); nähere Angaben im „Klavierlehrer“, 1900, Nr. 20; M. Nahr (3- und 4stimmige Gesänge); Klughardt („Märchendichtungen“); G. Lazarus (der gleich nachher zu erwähnende); J. J. Major (geb. 1859); Müller-Reuter; Reinede („Märchendichtungen“); Meinerberg (Messen); Schubert; Schumann; Verdi; J. W. Wederlin (geb. 1821, in Paris wirkend); schließlich Julius Zellner. Auffallend ist dabei, soweit meine Kenntnis reicht, der Ueberschuß an „Märchendichtungen“ und dergl. und der Mangel an Werken, die dem socialen Dasein und Streben des Weibes ebenso Ausdruck gäben, wie es großenteils der Männergesang thut. Was nun Vereinigungen für Frauenengesang betrifft, so finden sich einige wenige in den Musikverlagern und dergl. verzeichnet. Abgesehen davon sei z. B. erwähnt, daß der obengenannte J. J. Major einen Damenchor-Verein zu Budapest (seit 1894) leitet.

In Berlin machten sich in der jüngsten Zeit bekannt der Mara Bindhoffische Frauenchor und das Damenterzett von Elise Graziani. Ein Damenquartett, also eine Zusammenstellung, die an eine spätkere Litteratur anzuknüpfen hat als andre Frauengesangsgruppen, ist, wenn ich die Entstehung richtig auffasse, von der bereits wohl angesehenen Sololängerin Hedwig Kaufmann gebildet worden und trat am neulichen Freitag im 8. Vortragabend des „Berliner Tonkünstlervereins“ auf, dessen eifrige und an Neuem reiche Vortragabend und in der letzten Zeit sonst durch Kollisionen leider entgangen waren. Die vier Damen singen im allgemeinen sehr gut, die Klangerfarben sind allerdings einander nicht ganz angeglichen, die Mittelstimmen treten merklich zurück. Es kamen 6 Gesänge a capella von Gustav Lazarus, einem hier bereits gut bekannten Komponisten, zu Gehör; sie sind vorwiegend auf Texte aufgebaut, deren Lyrik auch für Sologesang passen würde, also den socialen Charakter eines Ensembles nicht ausnützt. Abgesehen davon sind sie meist künstlerisch wertvoll und reich an Schwereigkeiten; die Deklamation tritt, schon wegen der allermeist strophischen Komposition, nicht eben sehr plastisch auf; einige erinnern etwas an die Schablone des Männergesangs.

Neben dieser neuen Vokalvereinigung hatten wir im selben Konzert eine neue Instrumentalgesellschaft anerkennend zu begrüßen: die „Vereinigung für Kammermusik“, ähnlich der neulich besprochenen „Berliner Kammermusik-Vereinigung“; fast diese Klavier, Streicher und Bläser zusammen, so jene nur Klavier und Bläser. Auch solche Verbände haben, gleich den vokal Frauenverbänden, unter der Dürftigkeit der Litteratur zu leiden. So kamen wir dazu, das Thulleische Sextett nochmal zu hören. Als Neuigkeit gab es ein Flötenkonzert I. Satz von F. Langner — ein richtiges Solokonzertstück mit bekannter Maße, doch mit hübscher motivischer Gestaltung in langen weiten Zügen, an einer Stelle an die Alpensee aus Schumanns „Wander“ erinnernd; dann eine sechsstimmige Novelle des schon unlängst hervorgetretenen jungen M. Laurischius, in Saitenform, lieblich, neckisch, humorvoll; schließlich zwei Stücke von dem Claviristen der Vereinigung, Friß Fuhmeister, Meisterfuhren

insofern, als bei ihnen aus der Gruppierung der sechs Stimmen wohl am meisten Specifics herausgehoben ist. — Vermutlich ist es nicht erst nötig, die Herren auf den Franzosen L. Th. Gouny (1822—1898) aufmerksam zu machen. Er schrieb mehreres auch für außergewöhnlichere Kombinationen von Kammermusik; sein wohl neuestes Werk auf diesem Gebiete ist die „Suite gauloise“ op. 90 für Flöte, 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Hörner, 2 Fagotte.

Wieder eine neue Gesellschaft war das russische, das Sicard-Quartett, das am Dienstag in der Singakademie einen künstlerisch hochstehenden Abend gab, ausgefüllt lediglich mit drei Streichquartetten russischer Komponisten. César Cui (geb. 1835) ist unter den „Jungrossen“ einer der beliebtesten und auch bei uns nicht mehr unbekannt, zumal von einem russischen Orchesterkonzert her. Seine „Programm“-Richtung hat freilich in dem C-moll-Quartett nicht eben viel Gelegenheit hervorzutreten. Es handelt sich um eine weniger polyphone als harmoniereiche, mit manchen Orgelpunkten und obstimaten Wässen arbeitende Komposition, deren Themen mehr nebeneinander stehen, als daß sie ineinander und in Entwicklung gearbeitet wären; sie sind im ganzen interessant; mitunter (besonders im 2. Satz) steckt aber hinter ihnen doch nicht viel. Von Alexander Borodin (1834—1887) kam sein zweites Quartett, D-dur; es ist beträchtlich polyphoner durchgeföhrt als das von Cui und sticht von dessen kräftigeren Geföhlen durch eine größere Weichheit ab; und während im Verlauf des Abends an rhythmischer Erfindung weniger geleistet war als an melodischer, brachte doch hier das Scherzo, das überhaupt reichhaltiger ist als jener zweite Satz Cuis, auch rhythmisch Bedeutsameres. Zuletzt der unvermeidliche Tschaikowsky und zwar mit dem bereits bekannnten ersten seiner drei Streichquartette, D-dur op. 11. Haydn'sches und Heidin'sches verbinden sich hier zu einer an direkten Harmoniewechseln, an üppigen Themen, doch auch an Gewöhlicherem und an Lückenbüßern reichen Schöpfung, die wieder weniger polyphon gehalten ist als ihre Vorgängerin; das Andante erzielte einen besonders starken Beifall.

Die vier russischen Geiger, jedenfalls tüchtige, doch nicht eben hinreichende Spieler, besitzen eine eigentümliche Tongebung; zart, fein, dünn, ideal frei von Geräuschen und am ehesten ähnlich dem Stimmgabel- und Flötenklang (verhältnismäßiges Zurücktreten der Obertöne). Namentlich gilt dies vom Primgeiger; die Mittelstimmen klingen etwas voller. — sz.

### Kleines Feuilleton.

ss. Eine Ballonfahrt durch eine Gewitterwolke wird von Bacon in der Londoner Monatschrift „Snow ledge“ beschrieben. Der Ballon stieg nachmittags von London auf und hob sich langsam bis zu einer Höhe von 200 Metern. Alsdann kam er unter den Einfluß einer starken Luftströmung, die seinen Kurs veränderte. Etwa 20 Minuten nach der Abfahrt trat eine plötzliche und überraschende Veränderung ein. Die Umgebung, die bisher durchaus ruhig und klar gewesen war, begann mit der Schnelligkeit einer Verwandlung auf dem Theater zu wechseln. Der Ballon schwebte noch immer in geringem Abstand von der Erde, aber der Raum zwischen ihm und dieser füllte sich mit einem blauen und ganz durchsichtigen Dunst, der dann allmählich dicker wurde, während sich zu den Seiten des Luftschiffs von rechts und links der Horizont mit einer dichten Nebelwand von aschgrauer Farbe überzog. In Säupten war der Himmel noch immer klar wie eine blaue Riesenglocke. Die Geschwindigkeit der Fahrt, deren Richtung sich bisher nicht verändert hatte, war jetzt ziemlich beträchtlich und wurde auf 65 Kilometer pro Stunde geschätzt, also auf die eines gewöhnlichen Schnellzugs. Die Vorgänge in der Atmosphäre konnten von den Luftschiffern noch nicht scharf erkannt werden, während die Zuschauer von der Erde aus bereits das Herannahen einer dicken Gewitterwolke bemerkten, die wie gewöhnlich gegen den Wind heranzog. Sie fürnkte sich über dem Ballon auf, dessen Umrisse sich scharf gegen den dunklen Hintergrund abzeichneten. Sie kam unter reisender Geschwindigkeit und nahm schreckenerregende Formen an. Nun blieb auch den Leuten im Ballon die Eigenart ihrer Lage nicht länger verborgen, denn sie wurden urplötzlich mit einer wahren Sündflut von Hagellörnern überschüttet, die scheinbar von bedeutender Höhe herabkamen, da sie die Haut wie Wurfgeschosse trafen. Unmittelbar darauf sahen sich die Luftschiffer von allen Seiten von Blitzen umgeben, die fast mausgefeßt mit blendenden Strahlen aus dem Gewölk hervorschoßen. Der Ballon war also geradezu in der Gewitterwolke eingebettet. Die Leute, die vom Erdboden aus den Zug des Ballons verfolgt hatten, meinten, daß er unbedingt vom Wily getroffen werden müßte, da er von dem elektrischen Feuer buchstäblich umkreist zu werden schien. Das Gewitter war in der That eines der schwersten, das seit langem in der Gegend vorgekommen war, und es mußte demgemäß fast als ein Wunder betrachtet werden, daß weder der Ballon explodierte, noch seine Insassen von einem der Wily getroffen wurden. —

### Theater.

Deutsches Theater: Lumpengesindel von Wolzogen. — Das „Deutsche Theater“ strahlte wieder einmal in

seinem hellsten Glanze. Wolzogens prächtige Tragikomödie wirkte auf mich noch stärker, als da ich sie vor etwa sieben Jahren vom dritten Rang aus genoh. Besonders in den famosen Szenen des zweiten Aktes setzte die Wirkung kräftig ein, um sich dann schließlich noch im dritten Akt zu steigern. Dieser dritte Akt ist ein sehr starker Theaterakt, ohne doch „Theater“ im üblichen Sinne des Wortes zu sein. Er erfreut im Gegenteill durch seine Psychologie und kräftige Charakteristik. Die Typen, die Wolzogen aus der Bohème herausgegriffen hat, hat er geschaut; sie wirken echt. Auch wo die Zeichnung allzu led ist, steckt doch Wahrheit dahinter. Es ist entschieden eine der wertvollsten Komödien, die die junge Generation hervorgebracht hat.

Die junge Generation! Man hat sie mit Hohn und Spott empfangen und hat nicht nur ihr Talent, sondern auch ihre Sittlichkeit verdächtigt. Sie kennen keine anständige Frau; sie kennen nur Kellnerinnen und Prostituierte. Sie kennen den Adel der menschlichen Seele nicht; sie kennen nur Sänmy und Verbrennen. Sie wissen die Sprache nicht zu meistern, sie können nur stammeln und stottern. Alles untergraben diese unreifen Menschen — Autorität, Ehe, Religion, nicht einmal ein Landrat ist ihnen heilig. So und ähnlich klang es damals aus den Spalten fast aller großen Blätter. Nun soll gewiß nicht geleugnet werden, daß in der jungen Bewegung viel Ueberchwang steckte, daß manches Thörichte mit unterlief. Die „neue Kunst“ von der sie damals träumten, haben sie nicht erricht oder wenigstens nicht so, wie sie ihnen vorschwebte. Daß sie aber davon träumten, war schon ein Verdienst und eine Erneuerung des Kunstlebens hat ihr Traun doch bewirkt. Die Jugend von damals hat heute gesiegt, soweit sie überhaupt siegen konnte. Ihr Einfluß auf das Theater ist in hohem Grade segensreich gewesen, aus welchem Grunde heute noch die verdrängten Macher ihr Gift gegen sie verprühen. Zu der bildenden Kunst hat sie eine Reihe von wertvollen Organen geschaffen und Kräfte geweckt, deren Vorhandensein man in Deutschland gar nicht ahnte. Die Wily, mit denen man die modernen Maler bedachte, sind längst verstummt oder sind harmlose Scherze geworden, die man sich ruhig gefallen lassen kann. In der Presse sind fast alle großen Zeitungen zur Jugend übergegangen. Entweder gehören die Kritiker selbst der damaligen Jugend an oder stehen ihr freundlich, mindestens aber ohne Vorurteil gegenüber. Auch von den älteren Kritikern ist mancher, den zunächst das neue Wesen stutzig machte, zu ruhiger Betrachtung durchgedrungen und möchte jetzt die Jugend nicht missen, die er zunächst recht unwirlich behandelte. Bis ins Familienblatt und Varietés spürt man den Einfluß der jungen Generation. Ueberall hat sie gepflegt oder ist in siegreichem Vormarsch begriffen. Leidenschaftliche Parteigänger von damals schreiben seit langem in Organen, die weder die Welt im allgemeinen, noch den Geschmack in besonderen revolutionieren wollen. Und sie können es thun; denn die Zeitungen sind ästhetisch ihnen, sie nicht den Zeitungen entgegengekommen.

In der Periode, die Wolzogen in seinem „Lumpengesindel“ prächtig wiedergiebt, war es anders. Damals flatterten die grünen Feste der Drahschen „Freien Bühne“ in die Welt. Damals gab es nicht nur Kampf, den es auch heute giebt, sondern unversöhlichen grimmerfüllten Kampf und dazu bürgerliche Not, ja für manchen, der aus seiner Kaste herausgerissen wurde, sogar bürgerlichen Tod. Damals versuchte man die Schauspieler, von der Beteiligung an den Premieren der Jugend abzuschrecken, wie beispielsweise Else Lehmann noch am Tage der Aufführung von Hauptmanns Erstlings-Drama Drohbriefe erhielt. Damals trieb in Berlin N. jene wunderliche Bohème ihr Wesen, die Wolzogen im „Lumpengesindel“ festgehalten hat. Zum bleibenden Gedächtnis.

Die Aufführung im „Deutschen Theater“ war einfach ein Fest. Frau v. Pöllnitz, Else Lehmann, Kayßler (der mir mit jeder Vorstellung lieber wird), Mittner, Wassermann, Rissen, Reinhardt, Winterstein — alle Mitwirkenden, auch die nicht genannten, waren prächtig. Von Mittner, seiner Einfachheit und Echtheit, muß noch einmal ausführlicher gesprochen werden. — E. S.

### Notizen.

- In der Universität Greifswald findet auch in diesem Jahre eine Ausstellung bedeutender Er-scheinungen der neuesten deutschen Litteratur statt. —
- Ein Wiener Volksstück „Mutter Sorge“ von H. Havel ist vom Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. Das Stück wird am 13. April zum erstenmal in Scene gehen. —
- „La Veine“ („Das Glück“), eine neue Komödie von Alfred Capus, hatte bei der Erstaufführung im Pariser Thätrodes Variétés einen sehr großen Erfolg. —
- Von französischen Opern wurden im Jahre 1900 auf deutschen Bühnen am häufigsten aufgeführt: „Carmen“ (247), „Mignon“ (241), „Faust“ (187), „Fra Diavolo“ (109), „Das Glöckchen des Eremiten“ (87). —
- Die Reichsdruckerei schreibt Preise bis zu 500 Mark für die besten Entwürfe von Wertpapieren und sonstigen Buchdruckerei-Erzeugnissen aus. Die Beteiligung steht jedem frei. —